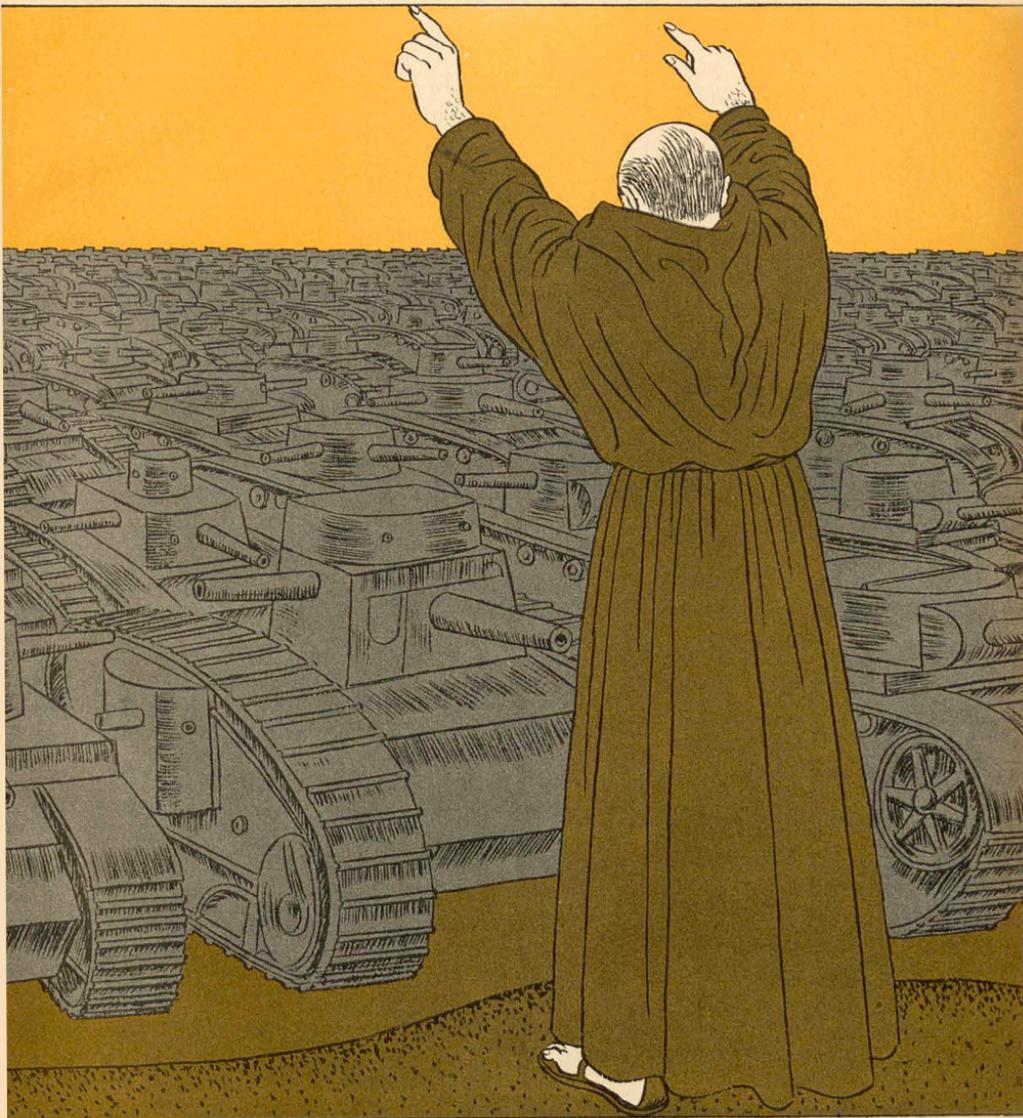


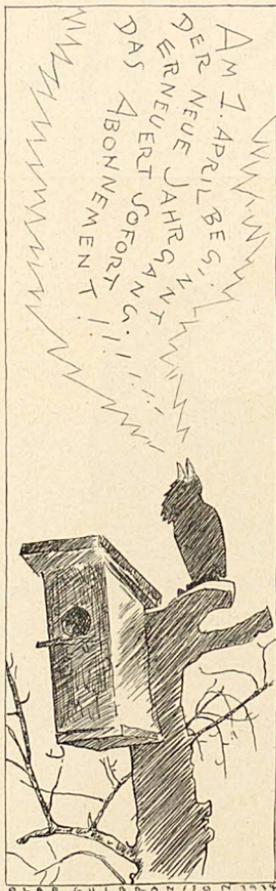
SIMPLICISSIMUS

Ein neuer Franz von Assisi

(E. Schilling)



Der belgische Ministerpräsident de Broqueville predigt den Tanks.



Jagd auf ein vergriffenes Buch

Von Reinhard Koester

Dies ist die Geschichte vom Büchersammler Walter Pellzer, der trotzdem kein „Bibliophile“ im landläufigen Sinne ist. Er sammelt weder Erstausgaben noch Luxusdrucke, weder ausschließlich „Sittengeschichtliches“ noch ausschließlich grönlandische Literatur. Um die Wahrheit zu sagen: er liest überhaupt wenige, sehr wenige Bücher, und auch die meist nur bis zur zehnten Seite, nachdem er vorher die letzte gelesen hat. Wenn er sich aber einmal in ein Buch, das ihm dann meist von einem guten Freunde empfohlen worden ist, festgebissen hat, will er es auch besitzen und es dem grotesken

Sammelsurium seines Bücherschranks, das er „Bibliothek“ nennt, einverleiben. In dieser Beziehung ist er wie die merkwürdigen Gebilde seines Salzwasser-Aquariums, die er nächsten mit Stücken von rohen Seemuscheln füttert oder zu füttern versucht: gelingt es ihm, ein Stück des an einem Holzstäbchen aufgespießten Seemuschelfleisches auf diese Tier-Pflanze hinzusteuern, was ihm häufig auch nicht gelingt, so öffnet die entweder gierig ihre Fangarme, um das Dargereichte zu verschlingen, oder aber sie tut es nicht, und das leckere Futter wird von einer winzigen Krabbe fortgeschleppt. So geriet diesem seltsamen Büchersammler eines Tages eine kleine Broschüre von Klaus Groth, „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch“ in die Hand, die die Schwertsche Buchhandlung in Kiel im Jahre 1893 in den Handel gebracht hatte. Eine volkstümlich-wissenschaftliche Abhandlung über die Entwicklung der deutschen Sprache — die natürliche und die unnatürliche.

Es ehrt den Gegenstand meiner Geschichte unbedingt, daß dies Heftchen sein Inhalt esse erregte. Er ging sofort zur nächsten Buchhandlung, um es zu erwerben, zumal es nur fünfzig Pfennige kostete. Da aber seit Erscheinen des Büchleins — die Geschichte spielt im Schicksalsjahr 1914 — immerhin sechsundfünfzig Jahre verfloßen waren, war das Heft nicht „auf Lager“, und der gute Walter Pellzer mußte es bestellen. Worauf die Nachricht kam, daß es vergriffen sei.

Nun lief er zum größten Antiquar Berlins. Und da auch er es nicht auf Lager hatte, gab er Auftrag, es für ihn zu erwerben — bis zum Preise von zwanzig Mark. Kein Angebot. Wochenlang. Von Antiquar zu Antiquar lief er — mit ständig erhöhten Angeboten — das Heft selbst an der Maschine abzuschreiben. Eine Schreibmaschine besaß er, wie ja schon aus den hohen Angeboten für diese kleine Broschüre hervorgeht, daß er ein wohlhabender Mann war. Die Maschine besaß er aber er war nicht Herr dieser Maschine, und ein Brief von acht Zeilen kostete ihn meistens ebenso viele Briefbogen und deshalb mehr als eine Stunde Zeit.

Nach werden Sie sagen: warum nahm er sich nicht eine Tippmamsell, zumal er doch eine eigene Maschine besaß? Da kennen Sie eben Walter Pellzer schlecht! Kaufen oder selbst abschreiben war für ihn die einzige Frage. Wir wollen hier nicht erörtern, ob das mangelnde Entscheidungsfähigkeit, ob es Eigensinn oder die Sparsamkeit, ja der Geiz war, der plötzlich einen sonst zur Verschwendung neigenden Menschen überkommen kann. Kurzum, er schrieb das Buch selbst ab, ungeduldig einseitig beschriebenen Blättern. Und jede Seite kostete ihm im Durchschnitt eine Stunde Arbeitszeit — im Anfang mehr, am Ende weniger. Also vierundsechzig Arbeitsstunden.

Ach Gott! Ich sehe Sie rechnen! Selbst bei einem Sechstunderttag, meinen Sie, hätte Herr Pellzer die Arbeit in zwölf Tagen — einen Sonn- und Ruhetag eingerechnet — vollenden können? Ich muß Ihnen zu meinem Bedauern mitteilen, daß Herr Pellzer nicht nur einen Beruf hat, der ihn an sein Büro oder nahegelegene Lokale fesselte, sondern daß er auch nach Büroschluß Vergnügungen aller Art nicht abgeneigt war. Wenn wir also auf die Woche zwei Stunden Schreibarbeit in erwähnter Angelegenheit rechnen, so ist das eher zu viel als zu wenig gerechnet. Darf ich, um die Spannung dieser an sich schon äußerst spannenden Geschichte zu erhöhen, Ihnen ins Gedächtnis rufen, daß während dieser ganzen Zeit — und mehrere Monate waren schon verfloßen — nicht sich Herr Pellzer dazu entschloß, das Buch selbst abzuschreiben — viele Antiquare fieberhaft arbeiteten, das Buch auf-

zutreiben? Oh, ich weiß, was Sie annehmen — gerade, nachdem Herr Walter Pellzer die mühsame Abschrift endlich vollendet hat, ruft ihn ein Antiquar an und bietet es ihm . . . Keineswegs. Kein Antiquar hat ihn je wieder angerufen oder ihm das Buch zur Verfügung gestellt! Er mußte den Weg, den er sich selbst vorzeichnete, bis zum bitteren Ende gehen — bis zur vierundsechzigsten einseitig beschriebenen Seite. Aber jetzt besaß er — allen Willens des Schicksals zum Trotz — das geliebte Werk, wenn auch in unerwünschter Form. Strahlend brachte er dem Besitzer die entliehene Broschüre zurück und erzählte, wie großen Eindruck sie auf ihn gemacht habe.

„So?“ fragte der Freund. „Hat dir das Büchlein gefallen?“ Er zog lächelnd die Schreibtischlade vor und holte ein beschriebenes Buch heraus. „Bitte! Das Buch ist von vielen bedeutenden Berliner Antiquaren so stürmisch und so zu hohen Angeboten verlangt worden, daß der Verlag sich entschlossen hat, es neu herauszugeben.“ Und als Pellzer entsetzt abwendend die Hand hob: „Du kannst das Geschenk ruhig annehmen, lieber Freund, das Buch kostet wie früher nur fünfzig Pfennige!“

Da brach Pellzer zusammen und erzählte alles. Der Freund piff durch die Zähne, wie es in Vorkriegs-Kitsch-Romanen der Graf tat, wenn er erfuhr, daß der Liebhaber seiner Tochter eigentlich ein Räuberhauptmann und nicht einmal adlig sei.

„Drum —“ meinte er mit vielsagendem Nicken. „Drum also beklagt sich der Verlag, daß das Buch trotz der vielen Anfragen und meines zündenden Vorworts nicht geht!“

Walter Pellzer schluchzte: „Und ich habe ein halbes Jahr meines Lebens verwendet, es abzuschreiben — mit der Maschine —“

Ein Glück nur, daß beide eine Flasche Kognak zur Hand hatten, um sich gegenseitig zu trösten!

Nicht für Vollbärte!

Von Ratašter

Wir, die wir täglich mit Silletten uns selbst die Angedächter glätten, befinden uns in Angst und Not, indem daß eine Steuer droht.

Es mehren nämlich sich die Chöre der drunter leidenden Taxofe, daß unsre BaZensfabererei ein Fall von schwarzer Arbeit sei.

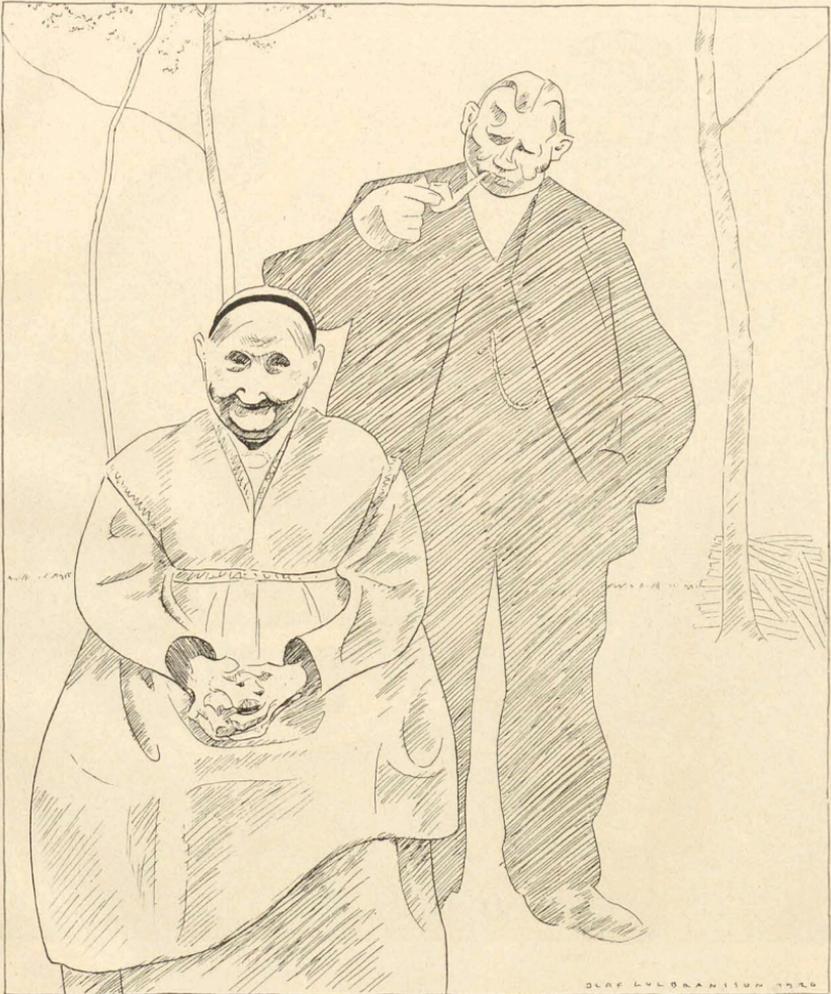
Und in der Tat — man muß begreifen: die Gabe, einen einzuflehen, und demgemäß das Recht dazu hab' weder ich, noch hast es du.

Es bleibt, soll Sinn und Ordnung walten den Sachverhältnissen vorbehalten. Wozu denn wären je sonst da? Erkene dies und sage: ja.

Niemehr: jag' rein zum Selbstböhlen und trage deine Morgenstoppeln gleich um die Eck zum Barbier, so hilfst du ihm und er hilfst dir.

Ein Feind der Medizin

(Olaf Gulbransson)



„Gut, wenn man keine Doktors braucht. Die haben immer Angst, man könnte ihnen wegsterben oder gar wieder gesund werden.“

Mißverständnis

Vor einigen Tagen kam ich gegen Abend ins Wurstwarengeschäft, um für den Abendtisch einiges einzukaufen. Es waren mehrere Käufer da, und die Frau hinterm Ladentisch hatte die Hände voll zu tun. Neben ihr das niedliche, blonde Mädchen mußte die hergeschnittenen Sachen fein säuberlich einwickeln und den Käufern aushändigen.

Ich war an der Reihe, und ganz zufällig fiel mein Blick auf das Zeitungspapier, das als zweite Hülle zum Einmachen verwendet wurde. Ich sah das oberste Blatt und bemerkte, daß es einen Beitrag eines Dichters enthielt, den ich gut kenne. Das kleine blonde Mädchen sah, daß ich scheinbar irgendwie unschlüssig war. Da sagte ich: „Bitte, könnte ich wohl dieses Zeitungsblatt haben?“ Das Mädchen, zunächst etwas verwundert,

reichte es mir lächelnd über den Ladentisch hinauf. Doch plötzlich fand es die Sache erst richtig in Ordnung, und fern aller Literatur und recht menschlich meinte es noch: „Langt Eahna dös? ... Könnna S' fei scho no mehra ham, wenn S' ebba — —“ Ich packte meine Sachen und schaute, daß ich aus dem Laden kam. Vielleicht ist mir auch diese Schnelligkeit noch falsch ausgelegt worden.

Wieder Arbeit

(Walter Haselt)



Ich habe vier Jahre gefeiert
und ein armseliges Dasein gelebt.
Das Werkzeug ward mir entfremdet,
falt vergaß ich, wie man den Hammer hebt.

Die Frau ging für uns aufs Verdienen,
ich versah inzwischen das Haus.
Nichts wollte uns mehr gelingen.
Schließlich blieb auch ihre Einnahme aus.

Da kam über Nacht das Wunder:
Ich wurde eingestellt!
Der Trubel der Arbeit umging mich
wie eine andere Welt.

Die Augen liebtesten den Hobel,
ergitternd griff ich danach.
Meine Hände waren verzärtelt
und meine Arme noch schwach.

Mählich dann wuchsen die Schwiele,
mit dem Werkzeug stand ich auf du.
Ich wußte wieder, was müd heißt
und schlafstiefe nächtliche Ruh.

Die Säge knirscht durch die Bretter,
meine Stirne rot erglüht . . .
Ploßlich löst sich die Junge
zu einem versunkenen Lied.

Erst sachte, dann stärker und stärker
stimmt die ganze Belegschaft mit ein.
Durch die geöffneten Fenster
blickt lächelnd die Sonne herein.

Julius Zerfas

Der Tor und das Mädchen

Von Karl Bröger

Der Wohlfahrtserwerbslose Karl Schmied — zwelnfünfzig Jahre alt, 1928 zum letztmalen an der Drehbank gewesen — ging den gewohnten Weg zum Arbeitsamt. Er ging durch die Hauptstraße der Großstadt voll Menschen und Autoerläuschen, denn das gab ihm ein beruhigendes Gefühl der Geborgenheit und der Gemeinschaft, als wäre er noch drin im Betrieb und nicht ein lästiger Außenseiter. Dieser kleine Selbstbetrug, den er sich dreimal in der Woche leistete, war ihm zur lieben Gewohnheit geworden wie das Rauchen — fünf Stück im Tag und selbstgedreht — oder die Gesellschaft der alten Freunde, die wie er alte Facharbeiter waren und gleich ihm lange arbeitslos. Sie hatten eine Art „Klub der Hoffungslosen“ gegründet und pflegten da eine Art Galgenhumor und den versteckten, aber heißen Zunftstolz der Zunftlosen. Dort nannten sie ihn den „Kaltschmied“, eine bittere Anspielung auf das Sprichwort vom Eisen, das man heiß schmieden muß. Daran mußte er denken, als er dahinschritt, im Takt des Wortes — Kaltschmied, Kaltschmied — und sich die Dinge ansah, die man ohne Kosten ansehen konnte. Dann, am Ende der Hauptstraße, bog er nicht um die Ecke, sondern — auch das gehörte zum gewohnten Umweg — ging in das Automatenrestaurant im Eckhaus. Da gab es nämlich einen öffentlichen Zigarettenanzünder, eine trübe, ewige Flamme, die er öfters benützte. Er holte die selbstgedrehte Zigarette aus dem abgewetzten Alpakaetui, knipste ein paar herabhängende Tabakfäden ab und zündete an. In der Tasche hatte er noch dreißig Pfennig, und er machte sich eben daran, die gewohnte Versuchung niederzukämpfen, da sah er, daß am Büfett ein neues Mädchen saß. Sie hatte ihm zu gesehen beim Zigarettenanzünden, und

jetzt lächelte sie ihn ein wenig abwesend an. Dann wandte sie sich ab und hantierte an der zischenden, gluckenden Kaffeemaschine herum. Das neue Mädchen war schlank und appetitlich und hatte einen weißen straffsitzenden Leinenmantel an. Das Schönste war ihr Kopf, ihr schwarzes Haar und das zierliche Gesicht mit den großen Augen und dem geschwungenen tiefroten Mund. Und dieses feine, junge Mädchen hatte ihn, den Kaltschmied, angeleitet. Sicher nicht in Erfüllung einer Berufspflicht, denn er sah nicht danach aus, als könnte er dem Automaten viel zu verdienen geben. Er glaubte natürlich keinen Augenblick daran, daß das Mädchen ihn vielleicht gern haben könnte, nein, aber seit ihm das schöne Mädchen so angesehen hatte, hatte er ein unklares Gefühl, als wäre er nicht mehr der Kaltschmied, der Pechvogel des Lebens, und das konnte und wollte er sich schon etwas kosten lassen. Er zog den Geldbeutel und ging zu dem Getränkeautomaten. Am Büfett, wo das Mädchen saß, gab es nur teure Speisen und Getränke, davon konnte er sich nichts leisten. Verschwendisch spülte er ein Glas an dem kleinen Wasserspringquell aus und entschied sich schließlich für „Wermut“. Scheppernd fiel das Geldstück ein, und ögelfarb rann der schwere Wein in das plumpe dicke Glas. Die Wand, aus der der Nickelhahn kam, war mit Spiegelglas umkleidet. Er sah hinein, aber das Mädchen war nicht im Blickfeld. Er sah nur sein eigenes Gesicht. Es war noch immer straff und fest und fiel noch nicht in Knochen, Fleisch und Falten auseinander wie viele seiner Altersgenossen. Mit dem grauen, leichtgewellten Haar und den klaren, braunen Augen sah das Gesicht nicht einmal so kaltschmiedmäßig aus, stellte er bei sich fest. Er hatte das

Gefühl, als sähe ihm das Mädchen zu, und so verzichtete er verschwendisch auf die letzten Tropfen des Weins, die träge aus dem Hahn rannen.

Er trug sein Glas zu einem der kleinen Marmorstischen und gleich kam auch ein flinker Kellner und schob ihm einen Bieruntersatz darunter. Die Zigarette rauchte nicht mehr, die Glut war dick von Asche umkrustet. Er streifte sie ab und blies wieder die Rauchwölckchen von sich. Dazu trank er in kleinen Schlucken den schweren, bitterwürzigen Wein. Von Zeit zu Zeit sah er zu dem Mädchen hinüber, einmal sah auch sie ihn an mit ihren großen, dunklen Augen, und er nahm froh das Geschenk an.

Er war der einzige Gast außer einem alten ziegenbärtigen Mann, der eine Sulze verzehrte und sich dabei Eierkrümel auf den Bart streute. Das sah nicht gerade schön aus, und in einem spielerischen Einfall, den ihm der Wein ins Gehirn warf, dachte Karl Schmied, daß er mit diesem Nebenbuhler wohl fertig werden könnte, trotz seiner Sulze zu sechzig Pfennig. Er wurde direkt übermütig und holte sich noch einmal ein Glas Wein und spürte, wie jeder Schluck ihm angenehme Gedanken in den Kopf brachte und ihn leichter machte. Das Mädchen hatte ihn schon wieder angesehen und dabei einen mißbilligenden Seitenblick auf den eierblecktesten Ziegenbart geworfen. Er fühlte sich durchaus einer Meinung mit ihr, und es kam ihm fast schon vor, als stünde er in einer gemeinsamen Front mit ihr gegen den alten Mann, der sich sein Ei auf den Bart krümelte.

Kaltschmied dachte er, warum Kaltschmied? Durch die Fenster sah er hinaus auf die diesige Straße und fühlte sich so leicht im Kopf und so voll Kraft, als könnte er es mit zehn Ziegenbärten

Kundenwünsche

(Jos. Sauer)



„Laß dir man von die Kundschaft nich kopscheu machen, Willem, et jiebt eben keene Ochsene ohne Knochen.“
„Tja, se will aber statt die Knochen lieber eene Jemieesebeilage mit Röstkartoffeln!“

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko Simplicissimus-Verlag, München Postbechh. München 5802

aufnehmen. Er sah wieder einmal hinter sich zum Büfett, und da war das Mädchen nicht mehr allein. Ein junger, breitschultriger Mann stand beside ihm, mit einem feinen Mantel, und bestellte einen von den teuren Schnäpsen. Dabei redete er auf das Mädchen ein: was er sagte, konnte man am Tisch, an dem Karl Schmied saß, nicht verstehen.

Karl Schmied baßte der Fremde gar nicht. Stellte sich da hin und quasselte das Mädchen an. Er hatte eine Mappe unter dem Arm, er war also ein Reisender, vielleicht nur ein Hausierer. Aber quatschen können die Brüder ja alle. Das Mädchen hörte dem Fremden zu, erst höflich, dann aber aufmerksam. Der Fremde bestellte noch ein Glas Schnaps. Karl Schmied zündete sich noch eine Zigarette an, die dritte der Tagesration, die eigentlich erst nach dem Essen geraucht werden durfte. Aber das Mädchen sah nicht mehr zu ihm herüber, es hörte dem Fremden mit der Mappe zu.

Der Ziegenbärtige war schon fort, und der Wein ging auch der Neige zu. Noch einmal sah Karl Schmied hinüber zu dem Mädchen: sie lächelte gerade über einen Witz des Hausierers. Dann sah er hinaus in das diesige Wetter und fühlte, wie ihm der kleine rosige Rausch sachte aus dem Kopf schwand. Gerne hätte er den Rausch noch ein bißchen verlängert, aber er konnte es nicht, er hatte nur noch zwei Fünfpennigstücke, und der Automat nahm nur Zehner.

Langsam drang ihm die graue Nüchternheit wieder in den Kopf. Hastig trank er den letzten Schluck des bitteren Weins, aber es half nichts mehr, die Träume, die Kraft und der Optimismus waren verflogen, und das Mädchen hörte immer noch dem Hausierer zu.

Karl Schmied löschte die halbgerauchte Zigarette sorgfältig wieder aus und legte sie in das Etui. Dann ging er und sah nicht mehr zum Büfett zurück. Als er wieder draußen war auf der kalten, nassen Straße, mußte er im Schreiten wieder an den „Kalttschmied“ denken, und er machte sich über den schnellen Katzenjammer lustig. Aber er dachte doch ein wenig traurig und sehnsüchtig zurück an den kleinen rosigen Rausch.

Frage an das Schicksal

Die Frau des Fürsten Jussupoff, der den Rasputin einst erschoss, macht einer Filmgesellschaft Zoff, weil sie ihr Ebenbild verdroß.

Sie geht zu Staatsanwälte, und die Fürstin — denn man gibt ihr Recht — kriegt fünfundzwanzigtausend Pfund, die ihr die Metro-Goldwyn blecht!

Dreihundertfünfzigtausend Em sind doch ein schöner Balzen Geld, kriegst man sie nur von wegen dem, daß man im Film falsch dargestellt!

Ich wär mit einem Zehntel froh und frage drum beim Schicksal an: Warum verfilmt man mich nicht so daß ich entsprechend klagen kann??

Benedikt

Kitterrol

Am Rande des Marktplatzes hat ein Mann ein Tischchen hingestellt. Das Tischchen wird von einem großen, bunten Schirm beschirmt, unter dem Schirm baumelt an einem Draht ein Porzellanteller. Der Teller ist zerbrochen gewesen, er zeigt in der Mitte einen durchgehenden Riß und ist da mit einer weißen Masse gekittet. Durch den unteren Tellerrand ist ein Loch gebohrt, und hier hängt, um die Stabilität des gemalten Tellers zu beweisen, an einem Bindfaden ein eisernes Gewichtstück. Ein alter Mann, dem in der Morgenkühle ein Tröpfchen an der Nase zittert, nähert sich dem Geschäftstand und betrachtet staunend den Teller mit dem schweren Eisenstück. Der Verkäufer wittert Beute, klopf fachmännisch

an den Porzellanteller und sagt: „Da staunste, Vatter, was? So kittert Kitterrol! Tübe bloß fuffzich Fennechl Tübe mitnehmen, Vatter?“. Der Alte wischt sich bedächtigt den Taustropfen von der Nasenspitze: „Was sollich denn mit dem Zeuch?“

„Mann Gottes“, schreit der Händler, „biste denn von vorgestern? Son Teller kost doch dreiligg vierzig Fennechl — im Inventur vielleicht zwanzig — wennste das zusammenrechnest — im ganzen Leben töpperst du ja ein Vermögen in Klump — und für fuffzich Fennechl gibst Kitterrol! Da kannste die ganze Aussteuer von deine Tochter, wenn se mal, vorausgesetzt, mit deinem Schwiegerson Qualm in der Küche hat, die kannste komplett wieder restaurieren! Vatter — sei ein Mensch! Hier hängen fünf Kilo Eisen an Teller, der mit Kitterrol gekittet ist. In Worten: Fünf Kilo Eisen. Sei ein Mann, Vatter, kauf für fuffzich Fennechl Kitterrol! Dann kannste nach Hause gehen und den ganzen Tach Teller kaputt-wischen, wenn de Laune hast. Macht ja nisch! 'n bißken Kitterrol drangeschmiert, Tübe fuffzich Fennechl, dann haste wieder schnieke Teller, wo de fünf Kilo Eisen dranhängen kannst. In Worten: Fünf Kilo Eisen! Ist das Sache, Vatter?“

Während der Rede des Kitterrolhändlers hat sich ein neues Tröpfchen unter der Nase des alten Herrn gebildet. Er wischt den funkelnden Diamanten bedächtigt fort, wendet sich zum Gehon und sagt mit sehr mißbilligendem Blick: „Olle Quasselstippe — wie soll ich velleicht von 'nem Teller fressen, wo unten fünf Kilo Eisen dran bammeln — —?“

J. K. H.

Der Frauenkenner

In der Religionsstunde einer evangelischen Obertertia kommt Wort und Begriff Zölibat vor. Der Lehrer erklärt beides und fragt: „Was mag die katholische Kirche veranlaßt haben, ihren Priestern Ehelosigkeit vorzuschreiben?“ Ein Schüler (nach langem Besinnen): „Die Katholiken haben die Beichte. Wenn nun der Priester verheiratet wäre, käme alles heraus.“

Tag des Buches

(Olaf Gulbranson)



„Na, was haben Sie denn Neues?“



„Scheint ja ganz interessant zu sein.“



„Schon zwölf? Mal 'n bißchen Futter unterlegen!“



„Sehr interessant, wirklich sehr interessant!“



„Was, Sie wollen schon schließen? Noch fünf Minuten!“



„So, nun bin ich fertig. Ein ausgezeichnetes Buch! Ich werde es weiter empfehlen.“

(Schluß von Seite 620)

„Och — das ist die olle Witwe Timpe von einer Treppe tiefer, wo sie wohnt. Da kommtse schonst!“
Durch den Türspalt wurde ein in Zeitungspapier gewickelter Gegenstand gereicht. Frau Witwe Kleinmenges schob sich gewandt das Kauwerkzeug ein, ein Stückchen Streuseukuchen hinterher und sagte: „Die Timpesche hat nämlich kein Gebiß. Aber das is ne hochanständige Frau. Dafür, daß ich ihr manchmal meins leih, dafür läßt se zum Dank den ganzen Tag ihre Tür offen, daß ich immer 'n bißken ihr Radigo mithören kann. Eine Hand wäscht die andere — verstehn Se, Herr Redaktör — —?“

Lieber Simplicissimus!

Lablache, der berühmte Sänger, der gut zwei Meter groß war, gab seine Konzerte in London zu gleicher Zeit, als dort von Barnum der Zwerg „General Tom Pouce“ ausgestellt wurde. Zufällig wohnten die beiden „Artisten“ im gleichen Hotel. Eine englische Dame, die den General Pouce nicht hatte sehen können, aber dringend abreisen mußte, begab sich ins Hotel, um ihm dort einen Besuch abzu-

statten. Die Unglückliche irrte sich in der Zimmertür, auf ihr Klopfen öffnete Lablache, den sie eingermaßen verduzt ansah.

„Sie wünschen, Madame?“ fragte der Riese.

„Ich suche den General Tom Pouce.“

„Das bin ich, Madame!“ Die Fremde wich vor Schrecken zwei Schritte zurück, dann faßte sie sich: „Man hat mich also zum Narren gehalten, denn man hat mir gesagt, daß Sie ein Zwerg seien.“

„Das ist richtig, Madame“, erwiderte Lablache, „auf der Bühne bin ich ein Zwerg, aber zu Hause mache ich mir's dann bequem.“

Ich suchte eine möblierte Bude! Durchstöberte die Kleinen Anzeigen. Und blieb schließlich an einer hängen: „Mit allem Komfort.“ Der Komfort, fettgedruckt, lockte.

Besichtigung. Die Tapete blätterte. Der Schreibtisch wackelte. Das Bett mochte gerade noch für einen Quartaner passen. Der Ort der Selbstbesinnung lag auf halber

Treppe. Die Badewanne leckte. Aber das machte fast gar nichts: der Badefoß funktionierte auch nicht.

„Und wo“, fragte ich endlich die Wirtin, „wo ist der Komfort, liebe Frau —?“ Die Dame sprach kein Wort. Sondern führte mich vor die Wohnungstür. Drückte dort auf einen Knopf. Und sah mich ernst und bedachtsam an. „Geht in drei Minuten wieder aus“, sagte sie. „Falls der Herr mal det Schlüsselloch nich finden sollte.“

In der Ovidlektüre kommt das Wort penna (= die Feder) vor. Es ist den Schülern anscheinend unbekannt. Der Lehrer: „Nun sind Sie neun Jahre Pennäler und wissen nicht, was penna heißt?“ Ein Schüler: „Die Schlafstelle.“

In einer Stuttgarter höheren Mädchenschule üben die Zehnjährigen Bockspringen. „Die Kiste besser heben!“ kommandiert die neue Turnlehrerin. Die Mädchen verstehen nicht. „He, wißt ihr denn nicht, was die Kiste ist? Kiste ist der fachmännische Ausdruck für Hinterteil...!“

Das Versuchskaninchen

(Rudolf Kriesch)



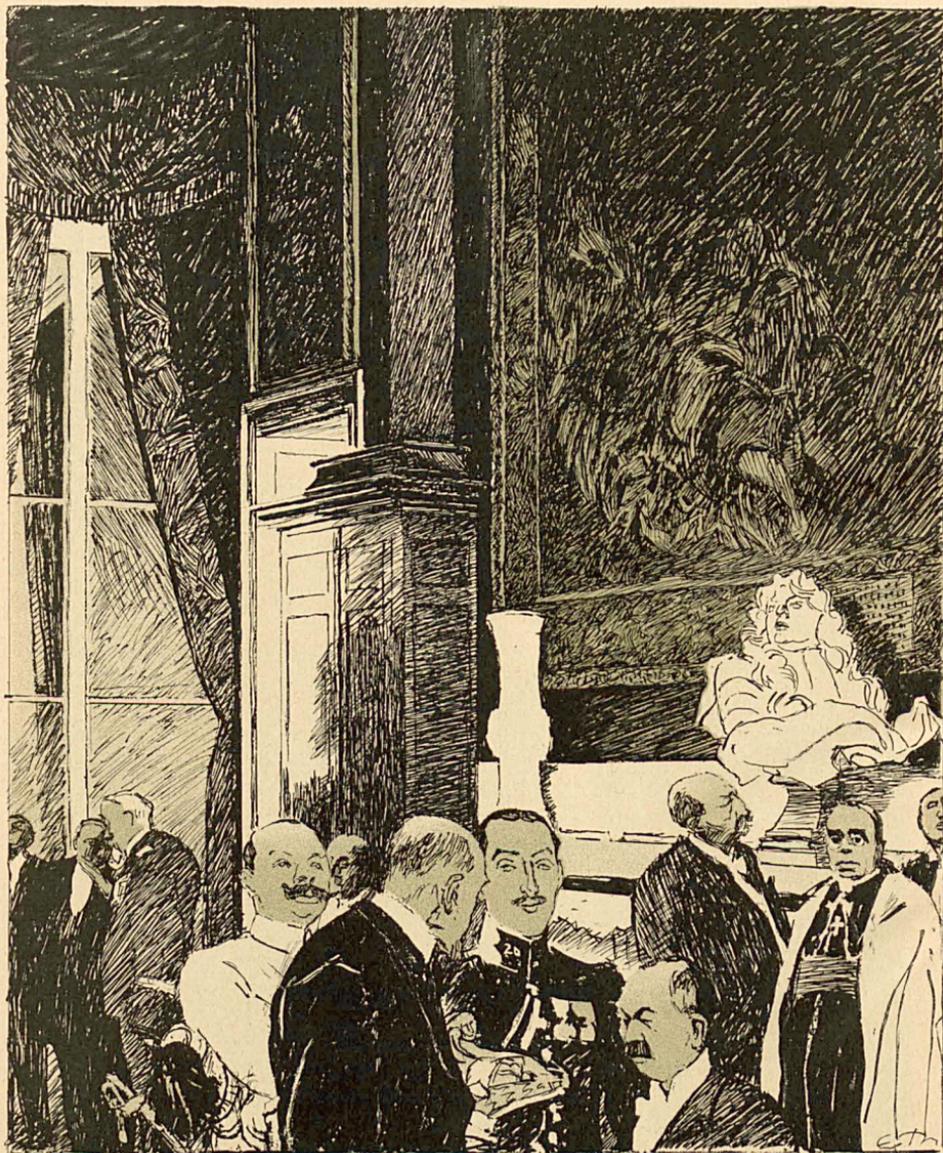
„Laß ma 'n Vati voraus! Braucht ja net glei die ganze Familie hi' sei', falls die Legbüchsen do no funktionieren.“

Fröhliche Erinnerung

(Paul Scheurich)



„Warum ins Theater, Fredi? So 'n olles Kriegsstück interessiert mich schon gar nicht.“ — „Na, aber schließlich bekommt man doch einen Einblick in die Sache, an der man seinerzeit ganz hübsch verdient hat.“



„Aber nach der italienischen Seite hin lassen Sie mir zumindest eine kleine Tür im Festungsgürtel. Die ist nötig für unsere Bündnispolitik!“